

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Schanniggel
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Rönigin Christine

Mittsommernacht. Im fahlen Türmerhaus
Stand Herr Cartesius vor der Königin
Und malte ihr die Bahn der Sonne aus,
Der Erde Lauf, der Sonnenwende Sinn,
Und draußen dämmerte Mittsommernacht.

Dort, wo die ersten roten Rosen scheu
Empor sich rankten an dem Turmgemach,
Schlich sich der alte Heidengeist herbei
Und rüttelte den Heidenzauber wach.

Drin schaute ernst die junge Königin
In eine neue, wundersame Welt,
Und tausend Fragen, die sie nie gestellt,
Die standen hell vor ihrem klaren Sinn,
Und draußen dämmerte Mittsommernacht.

Und draußen zitterte so Strauch als Baum,
Im matten Licht ein fremder Zauber sann.
Ein weher, heiher, ungeträumter Traum
In Lüsten spann . . .

Gertrud Woker, Bern.

Schanniggel.

Erzählung von Jakob Böhhart, Zürich.

Es war im Hornung 1871. Rings um unser Bergschulhaus lag der Schnee wohl zwei Fuß tief. Am Morgen war er so hart gefroren, daß er uns trug; die Mittagsonne erwärmte ihn dann in ihrer Milde, und wir konnten uns täglich unsere Schlachten liefern, in denen es meistens recht heldenmütig zuging, manchmal aber auch Tränen regnete. Alles in allem war es eine großartige Zeit. Wir waren so kriegerisch gestimmt, weil die großen Schlachten in Frankreich, die Kriegsbilder in den Familienblättern, die Gespräche der Erwachsenen und die Schilderungen des Lehrers in uns die Ueberzeugung erweckt hatten, auch wir hätten noch nie Dagewesenes zu leisten. Wir bildeten zwei Lager, Deutsche und Franzosen, die sich gegenseitig mit Hohn und Spott übergossen und aus Herzensgrund verachteten, natürlich nur solange das Leben sich in der Phantasiewelt abspielte.

Seit ein paar Tagen hatte der kriegerische Geist neue Nahrung erhalten. Im Kirchdorf waren Fehen der Bourbaki-Armee eingerückt und in den Schulhäusern und Fabriken untergebracht worden. Keiner von uns hatte es am Sonntag versäumt, den Weg ins Dorf zu unternehmen, um sich den

rechten Krieg anzusehen, wie wir uns ausdrückten. Was für eine Enttäuschung hatte uns aber erwartet! In den Zeitschriften hatten wir Schlachtenbilder bewundert, auf denen Reiter auf feurigen Pferden gegen einander prallten, mit weit ausholenden Säbeln und Lanzen, an denen lustige Fähnlein wehten. Die Generale prangten in reichen Uniformen und füllten oft eine ganze Seite, ihre Brust war mit Kreuzen und Schleifen ausstaffiert, auf ihren Häuptern flatterten riesige Helmbüsche, und waren sie zu Pferd, so ritten sie immer wunderbare Hengste, neben denen sich unsere Affergäule wie Kühe unter Rehen ausgenommen hätten. Auf den leichten Seiten hatte die Fröhlichkeit ihren Platz; da trat Napoleon auf mit ganz kleinen spinnendürren Beinchen und einem riesigen Kopf, dessen Mund weit aufgerissen war; ein Turko sprang wie ein Hase davon und trug auf dem Habersack eine Kaffeemühle und eine Käze mit hoch erhobenem Schwanz; ein Juave erhielt von einem Preußen einen Kolsenbieb auf die breite Nase und warf sein Gewehr zwanzig Schritte weit von sich. Unter den Bildern standen Sprüchlein, die durch ihren lustigen Ton glaubhaft machten, solche Nasen-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

stüber seien etwas ganz Ergötzliches oder doch eher spaßige als schmerzliche Unannehmlichkeiten, aus denen sich eine rechte Zuavennase nichts mache. Daß die Waffen ein herrliches Spielzeug waren, brauchte man uns nicht erst zu sagen:

„Ja, lustig ist die Augelspritz
Und auch das Chassepot!“

Nun hatten wir im Kirchdorf den rechten Krieg gesehen: abgemagerte, schmutzige, verwilderte oder niedergeschlagene Gesichter, eiternde Wunden, Verbände an Armen und Stirnen, durch die es rot durchsickerte, zerlumpte Kleider, Schuhe ohne Sohlen oder mit Fischmäulern, aus denen überall die Zehen herausguckten, arme, blaue, frostbeulige Zehen! Auch Pferde sahen wir, im „Wilden Mann“ und in der „Linde“, die hatten sich gegenseitig die Mähnen und Schwänze abgefressen und sich die Hälse zerbissen, alle sahen aus, als hätten sie Heuraufen verschluckt, deren Sprossen ihnen nun durch die Haut stachen. Das waren andere Pferde, als das des Prinzen Friedrich Karl oder des Marshalls Mac Mahon!

Die Offiziere hatten wir uns nie anders als in einer Luft voll Glanz und Herrlichkeit gedacht, hoch zu Pferd, siegreich voranstürmend; die Sonne blühte in ihren Säbeln und in den Knöpfen ihrer Mänturen, und ihre Helmbüsche flogen. Nun hatten wir vor der Zuppingerischen Zwirnerei zwei wirkliche Offiziere gesehen. Der eine saß in der Sonne auf der Treppe und nähte die Hose, die er trug und die am Knie einen unheilbaren Schaden hatte. Bei jedem Stich riß der blöde Stoff aufs neue, was immer mit ein paar knurrenden Worten, die nichts anderes als Flüche sein konnten, quittiert wurde. Der andere sah ihm gleichgültig zu und kaute Tabak. Auf seinem Kopf saß verschämt eine alte, fast haarlose Pelzkappe, wie sie die Bauern tragen. Wo hatte er sie wohl aufgetrieben? Das Seltsamste aber war sein Schuhwerk. Der rechte Fuß steckte in einem „Endefinken“ und der linke in einer Art Stiefel, um den eine dicke Packchnur gebunden war, offenbar, damit die Sohle nicht allzu hungrig nach dem Oberleder schnappte. Diese Offiziere gaben uns viel zu denken.

Nun glaube man aber nicht, daß durch solche Eindrücke die kriegerische Stimmung in uns gedämpft worden sei. Im Gegenteil. Wir fuhren am folgenden Tag heftiger als je auf einander los; denn die „Deutschen“ meinten, es sei für sie eine Ehrensache, ihre Feinde nun so rasch als möglich so zuzurichten, daß man sie von Lumpen und Bagabunden nicht mehr unterscheiden könnte, und die „Franzosen“ wollten zeigen, daß sie mit jenen Gespenstern von Soldaten nichts gemein hatten, trugen sie doch gute, doppelsöhlige Schuhe, Hosen aus Zwilch, die nicht nur jedem Hosenlupf, sondern auch einem Nagel oder Dorn siegreich widerstanden, Kittel aus warmem Barchent und auf den runden rotbackigen Köpfen tadellose Winterkappen, die man sich über die Ohren ziehen konnte, sodaß es auch bei scharfer Bise eine Lust war, darin zu leben.

Freilich gab es unter den „Franzosen“ einige,

die sich ihrer Vorbilder schämten und deshalb im Verlauf des Kampfes möglichst unauffällig zu den „Deutschen“ übertraten. Aber sie wurden bald bemerkt und von beiden Seiten übel zugerichtet.

Als am folgenden Tag die Schlacht wieder begonnen hatte und die Schneebälle wütend hin- und herflogen, trat plötzlich ein Stocken ein: drei französische Soldaten kamen auf das Schulhaus zu. Alle drei trugen rote Pluderhosen und eine Art blauer Wermelwesten; den Kopf deckten Käppchen, die aussahen wie rote Blumentöpfe. Alles war wunderlich geflickt, nur die Schuhe, die ihnen gute Leute geschenkt haben möchten, waren ganz.

Sie gaben uns Zeichen, unsern Kampf fortzusetzen, und als wir wieder auf einander losgingen, stellte sich einer von ihnen in unsere Reihen und warf mit Schneebällen um sich, die so groß waren wie Schleifer Gottfrieds Kopf mitamt der Kappe, und das bedeutete nichts Kleines. Der Zufall hatte es gewollt, daß er auf die Seite der „Deutschen“ getreten war; nun geschah ein großer Abfall von ihm, im Nu war die ganze Schule gegen ihn, von allen Seiten wurde er bedrängt, die Geschosse flogen ihm hageldicht auf den Rücken, ins Gesicht, in die Ohren, bis ihm endlich die Sache zu dummkopf wurde und er den Größten von uns anpackte, auf die Schulter hob und mit ihm durch den Schnee davonrannte. Wir hinter ihm drein in wilder Jagd, den Schuläcker hinauf, auf der Straße zurück und ums Haus herum. Die Heze sollte durch den Baumgarten weitergehen, da fingen die kleinsten Mädchen, die sich nicht in den Kampf gewagt hatten und mit ängstlichen Augen auf der Treppe standen, aus Leibeskräften zu schreien an: „Inne hooooo!“ Der Lehrer hatte Gefechtsabbruch beschlossen. Als wir mit heißen Köpfen und fliegendem Atem in unseren Bänken saßen, traten die drei Franzosen herein und unterhielten sich eine Zeit lang mit unserem Lehrer, der, wie wir zu unserem Stolze merkten, ihre Sprache verstand. Wie es schien, teilte er ihnen mit, was unsere Kämpfe bedeuteten; denn die drei blickten auf einmal auf unser Schlachtfeld hinaus, das man durch das Fenster übersehen konnte. Nachher stellten sie sich an die Wände und hörten dem Unterricht zu. Uns schmeichelte es nicht wenig, vor ihnen das Einmaleins auffragen und Sätze mit „wenn“ und „vorausgesetzt daß“ machen zu dürfen.

Begreiflicherweise war uns der am merkwürdigsten, der mit uns gekämpft hatte. Und nun erst sahen wir, wie jung er noch war; er mochte nicht mehr Jahre zählen als unsere ältern Brüder zu Hause, wir schätzten ihn auf siebzehn, höchstens auf achtzehn.

Wie hatte der den Krieg mitmachen können?

Zum Schluß mußten wir singen: „Ich bin ein Schweizerknabe und hab' die Heimat lieb“, und die Franzosen klatschten in die Hände. Das war uns noch nie begegnet.

Draußen auf der Wiese stellten wir uns auf und machten aus, nun alle Schweizer zu sein und gegen die roten Hosen zu kämpfen. Das vaterländische

Gefühl war mit einem Mal in uns erwacht, die Kampfslust mächtig. Endlich traten die Franzosen mit dem Lehrer auf die Treppe heraus, wir drehten den Schnee zwischen den Händen, einzelne suchten ihn zwischen den Knieen recht fest zu drücken, und als alle kampffertig waren, luden wir das Französlein durch Zeichen zu uns ein. Er aber machte „Nein!“ mit dem Kopf, und der Lehrer rief uns zu: „Der junge Franzose bittet euch, nicht mehr Krieg zu spielen!“

„Das ist ein schöner Soldat,“ lachten wir; „er will nicht mehr, weil wir ihm aufs Leder gepfeffert haben!“

Indessen taten wir ihm doch den Willen und warfen unsere Schneebälle an Baumstämme, an den Brunnen, über das Schulhaus hinweg, so kräftig, als wir es konnten, um zu zeigen, was wir imstand waren. Dann näherten wir uns neugierig den Fremden, um die Flicken in ihren Hosen und Ärmelwesten zu zählen und nachzusehen, ob nirgends ein Loch von einer Kugel zu sehen wäre.

Wie wir so standen und gafften, kam der junge auf uns zu und sagte: „Roschehn werbottehn.“

Wir sahen ihn unschlüssig an, und er wiederholte: „Roschehn werbottehn.“

„Das ist deutsch,“ rief uns der Lehrer zu; „er will euch zeigen, daß er auch etwas deutsch kann! Nun ratet, was er sagen will!“

Wir begriffen nicht, und der Lehrer half uns nach: „Er hat es im Eisenbahnwagen von der Grenze bis zu uns immer vor Augen gehabt und so gelernt.“

Nun hatten wir's: „Rauchen verboten!“ Wir lachten, und die Franzosen lachten mit.

„Er möchte von euch deutsch lernen,“ fuhr der Lehrer fort; „nun helft ihm und sagt, wie er sein Deutsch aussprechen soll.“

Das war uns recht, ein jeder fühlte gleich den Beruf zum Deutschlehrer in sich. Wir merkten bald, daß ihm das „ch“ die größte Schwierigkeit machte, und wir krähten es so kräftig und ausdauernd aus unsern Hälsen heraus, daß uns die Kehlen wund wurden und uns schmerzten, als wäre man uns ein duzendmal mit einem Flaschenpüher hindurchgefahren. Mehrere befamen Husten bei der Anstrengung. Als wir auseinandergingen, hatten wir es so weit gebracht, daß er sagen konnte: „Rouken fferbotten.“ Das war doch ein Anfang.

Von da an kam er fast jeden Tag zu uns heraus, saß in der Schule neben uns und fragte uns in der Pause, wie man den und den Gegenstand nenne, wie man das und das Wort schreibe. Wir erfuhren auch, wie er hieß: Jean Nicole war sein Name, der aber in unserem Mund zu Schanniggel wurde. Als seine Heimat nannte er uns Papligoß: das Wort gefiel uns so gut, daß wir ihn meistens Schanniggel Papligoß nannten; es kam uns auf Kürze nicht an.

Der Schnee schmolz nach und nach, schon trat da und dort an sonnigen Halden der versengte Rasen hervor; wir hätten deshalb gerne noch einmal mit Schanniggel gekämpft. Aber jedesmal,

wenn wir ihn dazu bewegen wollten, wurde er ernst oder eher traurig und sagte: „Nik Kriet!“ Und dabei blieb es. Und doch war er eigentlich noch fast ein Knabe wie wir. Wenn wir Fangens oder Versteckens oder sonst etwas Unkriegerisches spielten, war er mit Leib und Seele dabei, sprang mit uns um die Wette, sodß seine Pluderhosen sich wie rote Bettüberzüge blähten, und balgte sich mit uns, ohne uns je seine größere Kraft fühlen zu lassen. Er war gutmütig wie einer jener großen Hunde, die sich geduldig von schwachen Knäblein an Ohren, Beinen und Schwanz zupfen lassen und ihr Knurren nur für die Erwachsenen haben. Wir hatten ihn alle gern, obwohl wir ihn uns etwas kriegerischer gewünscht hätten.

Es nahte der Frühling und damit die Zeit, da die Franzosen wieder in ihre Heimat zurückkehrten konnten. Je näher der Tag der Abreise kam, um so seltsamer wurde Schanniggel. Er war nun fast täglich vom Morgen bis zum Abend im Bergschulhaus, der Lehrer ließ ihn an seinen Mittagstisch sitzen und es ihm an nichts fehlen. Und doch fehlte ihm etwas. Er war gedrückt, sann vor sich hin und fand an unseren Spielen und unserem Sprachunterricht kein Gefallen mehr. Wenn etwa Kameraden von ihm herauftauchten und aus vollen Kehlen ein Marschlied gröhnten, so ungestüm, daß die Scheiben klirrten und die Türen schütterten, wandte er sich ab und ging davon, um sich ihren Blicken zu entziehen.

Am Abend vor dem Tag, da die Franzosen abzogen, nahm er von uns allen Abschied und rief uns, als er schon den Weg unter den Füßen hatte, in ziemlich guter Aussprache zu: „Rauchen verboten!“ Damit wollte er uns zeigen, was für Fortschritte er gemacht hatte; es sollte eine Art Dankabstaltung sein. Er hatte das Wort lustig rufen wollen; aber es kam gepreßt heraus, und als er abwärts schritt, meinten wir es ihm am Rücken anzusehen, daß er vor sich hin weinte. Auch wir waren recht traurig, daß wir ihn verloren.

Groß war unsere Überraschung am folgenden Morgen: in der Schulstube saß Schanniggel Papligoß, ganz verstört und aufgeregt. Der Lehrer kam herein, war nicht weniger erstaunt als wir und richtete ein paar Worte an ihn, wohl die Frage, warum er nicht mit den andern gereist sei. Schanniggel brachte kein Wort hervor, sondern rang mit den Tränen. Der Lehrer führte ihn hinaus, und wir hörten die beiden lange, mehr als eine Stunde, über uns auf- und abgehen und reden.

Während wir die Ohren spitzen und uns wunderten, warum Schanniggel noch da sei, ging die Türe auf, und der Dorfwächter trat herein. „Ist kein Franzose da?“ fragte er uns. Wir sagten, was wir wußten, und er stieg in die Lehrerwohnung hinauf, wo nun das Gespräch zu dreien seinen Fortgang nahm, aber nicht mehr lange. Bald stapften Tritte die Treppe herab, und gleich darauf sahen wir Schanniggel mit dem Wächter davongehen. Er hatte den Kopf zwischen die Achseln eingezogen und schien sich in den Tod hinein zu schämen; denn

er möchte ahnen, daß unser aller Augen auf ihn gerichtet waren.

Der Lehrer trat wieder ein, ging ein paarmal wortlos auf dem Gang zwischen den Bänken auf und nieder und sagte dann mit etwas bewegter Stimme: „Wir wollen heute das Rechnen Rechnen sein lassen. Ich will euch die Geschichte eures armen Schanniggele erzählen, wie ich sie in diesen Wochen und nun in der letzten Stunde erfahren habe.“

„Jean Nicole wohnte nicht allzuweit von der Schweizergrenze. Er hat euch gesagt, der Ort heiße Papeligosse; aber das ist, wie wenn einer von euch behauptet, er sei von Trippstrill. Seine Eltern, eine Schwester Georgine und ein Knecht bebauten einen Pachthof, der an einer Halde am Waldrand lag. Im Spätherbst wurden sie vom Krieg überrascht; sie hatten ihn weit weg im Norden geglaubt, auf einmal kam er über sie. In einer Nacht wurden sie durch dumpfe Rufe, Gejirr und Gehämmer aufgeweckt. Als sie zum Fenster hinausschauten, erblickten sie rings um das Gehöft dunkle Gestalten, die Gräben aufwarfen, die Zugänge und Türen verrammelten und Bäume fällten. Es waren Franzosen. Sie forderten die Pächtersleute auf, in den Wald zu fliehen. Der Vater aber besann sich, wie er sein Vieh in Sicherheit brächte, und als er sich ausbesonnen hatte, war es zu spät: es fing von allen Seiten zu knallen an. Das Haus füllte sich mit Franzosen, sie schossen aus dem Keller, dem Stall, dem Hausgang und den Fenstern, die feindlichen Augeln ziischten herein wie Hornisse. Die Familie hatte sich in die Küche geflüchtet, wo sie sich am sichersten wöhnte, und schwieb zwischen Hoffnung und Angst. Da ging es der Mutter durch den Sinn, daß in der Stube an der Wand die Taschenuhr des Vaters hing; die wollte sie in Sicherheit bringen, denn sie hatte sie einst ihrem Bräutigam geschenkt und schätzte sie hoch. Wie sie die Stubentür öffnete, sank sie wie gelähmt zusammen, der Vater fing sie auf, in wenigen Minuten war sie in seinen Armen tot. Als er sie auf den Boden niedergelassen hatte und sich erhob, waren seine Hände rot. Er beugte sich einen Augenblick über die Tote, dann kam die helle Wut über ihn. Er sah in der Stube einen Soldaten auf dem Gesicht liegen. Ohne sich lange zu besinnen, riß er dessen Gewehr an sich, schnallte ihm die Patronentasche ab und fing an, aus dem Fenster zu schießen wie ein Toller.

Der Knecht Renaud packte Jean Nicole und Georgine am Arm und stieß sie die Treppen hinauf in die Dachkammer, die noch unbefestigt war. Als sie drin waren, schob er den Riegel vor. Da suchte sie niemand. Sie waren fast im Dunkeln, die Fensterläden waren geschlossen und ließen nur durch ein paar herzförmige Öffnungen, die in die Bretter gesägt waren, etwas Licht herein.

Der Kampf mochte eine Stunde gedauert haben, als die Deutschen mit Hurrah in das Haus eindrangen. Es entstand ein schreckliches Värmen und Fluchen, Schießen und Wehklagen, Verwundete

kollerten polternd die Kamertreppe hinunter, dumpf und grausig tönten die Kolbenschläge. Bald wurde es stiller im Haus, das Flintengefnatter hatte sich in den Wald verzogen. In der Dachkammer wagten die drei kaum zu atmen. Da erhob sich auf dem Hofplatz ein heftiges Hin- und Herreden. Jean erkannte die Stimme seines Vaters. Er lebte also noch! Der Junge spähte zu der Öffnung eines Fensterladens hinaus und sah den Vater mitten unter deutschen Soldaten. Zwei hatten ihn an den Schultern gepackt, zwei andere, die ihrer Uniform nach Offiziere sein mußten, stellten kurzgeschnittene Fragen an ihn und wiesen auf das Gewehr, das er noch in den geschwärzten Händen hielt.

Das Verhör dauerte nicht lange. Einer der Offiziere stieß einen Befehl hervor, man drängte den Gefangenen mit den Gewehrkolben gegen die Stallmauer, wo er sich anlehnte und wild um sich blickte.

„Sie erschießen ihn, nun hat er seinen Lohn!“ stöhnte der Knecht und verließ das Fenster. Er schob den Türriegel zurück und erschien gleich darauf wieder mit zwei Gewehren. „Da, Jean,“ sagte er, „wir müssen unsern Lohn auch verdienen, der Meister soll Gesellschaft haben! Du nimmst den einen auf die Mücke, ich den andern, und wenn sie schießen, drücken auch wir los!“

So geschah es. Man hörte nur eine Salve, unten wandten sich drei in ihrem Blute.

Es entstand eine große Verwirrung im Hof. Man konnte sich das Geschehene erst nicht vorstellen, man sah um sich und entdeckte den Rauch, der sich oben in der feuchten Morgenluft langsam verzog. Die Deutschen sprangen ins Haus. Der Knecht wartete aber nicht, bis sie ihm an der Kehle waren: er stürzte aus der Kammer und zog das bewegliche Treppchen, das in den Dachboden führte, zu sich empor. Dann kniete er in der Nähe der Türe mit angelegtem Gewehr nieder. Die Deutschen stöberten unten auf dem Kammerboden herum, und man merkte an der Schwere ihrer Tritte, wie aufgebracht sie waren. Sie schossen hinauf; aber die Augeln führten zum Dach hinaus.

In diesem Augenblick fing es nicht weit vom Gehöft wieder zu knattern an, viel stärker als zuvor, und auch Kanonen pufften drein. Die Franzosen mußten den Angriff mit vermehrten Kräften erneuern, man sah sie oben aus dem Wald hervorbrechen, um den Gegnern in die Flanken zu fallen. Es ertönte ein scharfer Pfiff, die Deutschen verliehen eiligest das Haus, sammelten sich und zogen der Berglehne entlang langsam ab.

Der Knecht schrie: „Wir sind gerettet!“ Aber als er die Treppe hinunterlassen wollte, stieg ihm Rauch entgegen. „Sie haben das Haus angestellt, schnell hinaus!“ schrie er und stieß Georgine, die vor Schrecken willenlos und halb tot war, vor sich her und hinab. Jean folgte. In dem Augenblick, da das Mädchen, von Renaud geschoben, zur Türe hinausschwankte, knallte ganz nahe ein Schuß, und Georgine stürzte mit einem Schrei vornüber. Ein Franzose, der vor Wut blind und kopflos geworden



Ernst Schweißer, Zürich.

„Trubenberg“, Bollikon (1911).
Phot. Ph. & E. Lint, Zürich.

war und meinte, das Haus sei noch von Preußen besetzt, hatte sie niedergeknallt. Mitten durch den Hals war die Kugel gedrungen.

Bei dem Anblick versagten Jean die Füße, und er sank stöhnend zusammen. In weniger als zwei Stunden waren ihm Mutter, Vater und Schwester verblutet, durch etwas Grausames vernichtet worden, das wie ein Blitz hereingefahren war, und er selber hatte seine Hände mit Blut befleckt! Gestern abend waren sie heiter wie sonst zu Bett gegangen, kaum beunruhigt durch den Krieg, der, wie man meinte, in der Ferne wie ein unheilvoller Stern vorüberzog, und jetzt war alles dahin! Er schlepppte sich zu der Schwester hin, entschlossen, da zu bleiben, wo all die Seinen waren. Die Franzosen eilten an ihm vorüber, ohne daß er sie oder sie ihn beachtet hätten, er hörte auch nicht, daß es im Hause immer stärker zu knistern und zu sausen begann. Auf einmal aber brach es wie ein Knall über ihm los, der Rauch hatte das Dach gehoben und schleuderte glühende Schindeln und Funken hoch in die Luft und weit in die Felder hinaus, wie wenn das Haus sein Blut verspritzte.

„Fort!“ schrie Renaud den Burschen an, und da er sich nicht regte, packte er ihn und schleppete ihn wie einen Sack weg in den Wald und immer weiter hinein, bis er selbst vor Ermattung nicht mehr konnte.

Jean streckte sich im Laub aus, das tief den Boden bedeckte, der Knecht kniete neben ihm und horchte auf das Gefecht, das vor dem Wald wütete. Es schien wieder näherzukommen, die Schüsse wurden vernehmlicher, und schon hörte man wieder das Wutgeschraub der Stimmen.

Auf einmal nahte wie der Wind ein Rauschen im Laub. Die beiden meinten, sie seien verloren; es war aber ein Rudel Rehe, die geängstigt und kopflos an ihnen vorbeisausten und wieder zerstoben.

Dann eilten ein paar französische Soldaten vorüber, ebenso angstefüllt wie die Rehe. Renaud rief sie an: „Kommen die Teufel wieder?“

„Rettet euch!“ gab ihm einer zurück und warf im Laufen seinen Tornister ins Laub.

Den ersten folgten neue Trüppchen. Alle liefen mit gerundeten Rücken, manche hatten nicht nur die Tornister, sondern auch die Gewehre weggeworfen.

„Komm!“ schrie Renaud Jean in die Ohren. „Hörst du nicht, daß sie kommen? Eben hat eine Kugel in einen Stamm geschlagen!“

„Ich bleibe, sie sollen mich nur tötschießen!“

Da packte der Knecht den Burschen wieder an, rüttelte ihn wie ein Wütender und schleppete ihn mit sich fort. Ganze Scharen fliehender Franzosen überholten sie, einige riefen ihnen zu: „Beeilt euch!“ Und so wurden die beiden in der allgemeinen Flucht mitgerissen. Die große Angst, die den ganzen Wald erfüllte, stieckte nun auch Jean an und trug ihn vorwärts. Am Waldrand angelkommen, sahen sie Deutsche, die eilends über die Felder vorrückten, um ihnen den Rückzug zu verwehren. Sie änderten die Richtung und flohen dem Waldsaum entlang, durch die vordersten Bäume notdürftig gedeckt. Beständig schwirrten die Kugeln wie Brummschlägen heran, fuhren pfeifend in die Stämme oder summten über ihre Köpfe weg und rissen Äste herunter...

(Schluß folgt).

Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

XIII.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die scharfe Märzluft blies der Föhn an. Zuerst kam er in kurzen Stößen über den See in das Land gestürmt und sprang in tollem Satze auf das Eis der Weiher und Bäche und das Eisgeschiebe am Seeufer, bis es krachend zerbarst, abbröckelte und auf dem Wasser schwamm.

Hallo, der erste Frühlingszug war errungen! Vom Wasser sprang der Föhn aufs Land und riß die Starrheit aus der Erde und rieb ihr den Schlaf aus den Gliedern. Tiefendnaß lag die Erde in der Sonne, und wer einen Fuß auf sie setzte, der sank mit der Sohle ein und ließ das Wasser aus ihr glücksend emporquellen. Weiße Wolkenschiffe jagten über den Himmel, der von einer blauen und frohen Farbe war und über den Schneebergen stand wie eine lichtblaue Welle, deren Rücken die weißen Wolkentähne trug. In den Gärten von Lindenberg wurde mit Hacke und Spaten geschafft, und den Bäumen wurden die Zweige gestutzt. Alle Gesichter waren heiter geworden, und aus den Augen lachte ein Grüßen, wie aus dem See der Himmel lachte.

„Es ist Frühling!“ sagten die Leute zueinander, wenn sie sich auf den Schiffen trafen, die über den See kreuzten vom Morgen bis zum Abend. „Es lenzt!“ riefen sie von Boot zu Boot sich zu, wenn sie rasselnd die Bootskette lösten und ihren Nauen in die Wellen trieben. „Es wird warm!“ sagten die Greise, reckten den zitternden Hals nach der Richtung der Gärten hin, aus denen ein Geruch von frischen Veilchen stieg. Von den Gärten schauten sie dorthin, wo die Gräber liegen. Da waren viele neue Erdhaufen aufgeworfen, bedeckt mit welkenden Kränzen und Bandschleifen, deren Inschriften ausgewaschen waren von dem Schnee, dem Regen und dem Tauwasser, das darüber gelaufen war. Auf den Friedhöfen lagen viele von den Bresthaften, denen die Schärfe des Winterwindes den Atem für alle Zeiten vereist hatte. Die übriggebliebenen Greise reckten die zitternden Hälse in die laue Luft und freuten sich, daß sie stärker gewesen waren und den Winter überwunden hatten. Sie sogen den warmen Hauch ein, der aus der nassen Erde aufstieg wie ein Schwaden dampfenden Wassers, und